

natus können sie diese Frage nur durch das Ernstmachen mit einer Anhänglichkeit und einer Treue zu etwas beantworten, was ich als symbolische Schuld Ignatius gegenüber bezeichnen möchte, jenem toten Vater, der ihnen aus der Verzweiflung über einen nicht antwortenden Gott einen Weg eröffnet hat.

Dadurch bestätigen sie ihre Zugehörigkeit zu der von Ignatius gegründeten *Compañía de Jesús* und zu einer ihrer kleinen Kommunitäten. In ihnen lebt heute weiter, was schon die ersten Gefährten suchten, einen Dienst im Namen des Gottes, dem sie glauben. Ist es möglich, diese Erfahrung weiterzugeben? Ist es nicht bereits zuviel, diese Frage zu stellen?

Fünf Weinberg-Gleichnisse

Eine geistliche Schriftbetrachtung

Christoph Wrembek, Bremen

Das erste Lied vom Weinberg (Jes 5, 1–7)

Wohl an keiner anderen Stelle der heiligen Schriften des Alten Bundes wagt ein Prophet derart herzlich und intim-jubelnd von Gott zu sprechen wie in diesem Text: „Ich will ein Lied singen von meinem geliebten Freund, ein Lied vom Weinberg meines Liebsten!“ Damit lenkt das nun folgende Lied besondere Aufmerksamkeit auf sich.

Man kann es sich vorstellen wie ein Theaterstück in drei Bildern: Zunächst tritt ein Sänger vor das Publikum; während der Vorhang noch geschlossen ist, kündigt er den Inhalt des Stückes an. Dann öffnet sich der Vorhang, wir sehen das erste Bild, das er erläutert: Da seht ihr meinen geliebten Freund, wie er einen Weinberg anlegt. Achtet einmal darauf, was er alles tut, damit es einen guten Wein gebe! Erstens hat er eine besonders gute Lage ausgesucht, dann hat er die Anhöhe umgegraben – schaut zu, wie er sich sogar abmüht, all die Steine und den Schutt zu entfernen, damit das Erdreich noch besser werde! Jetzt läßt er edelste Reben kommen und pflanzt sie sachgerecht an. Jetzt muß noch eine Mauer gebaut werden, jetzt legt er Hecken zum Schutz an, jetzt einen Turm,

eine Kelter... Nun, ihr Leute, was meint ihr? Wird das ein guter Wein werden? Nicht wahr, das muß ja ein edler Tropfen werden! Doch ihr täuscht euch! Seht da meinen geliebten Freund, wie er saure Beeren erntet!

Der Vorhang schließt, der Sänger tritt zur Seite, der Vorhang öffnet sich zum zweiten Bild. Es zeigt uns eine Gerichtsversammlung im Tor der Stadt. Der Ankläger, Gott selber, hat gerade seine Anklagerede beendet und kommt zum Schlußwort. Der Angeklagte ist der Weinberg, das Haus Israel, „mein Volk“. Die Richter sind die Bürger von Jerusalem und die Männer von Juda. Das Publikum hört das Schlußwort Gottes: „Was konnte ich noch für meinen Weinberg tun, das ich nicht für ihn tat?“ Dann schaut er in die Runde, schaut einen Richter nach dem anderen an, doch die senken den Kopf und schweigen. Sie können zur Verteidigung des Weinbergs nichts anführen. Sie zucken die Schultern: Sie selbst hätten auch nicht mehr tun können, auf daß guter Wein würde, als der Herr des Weinbergs getan hat. So schweigen sie und gestehen ihre Ratlosigkeit ein.

Als der Gutsbesitzer merkt, daß sie ihm auf seine Frage nicht antworten können, befällt ihn trostloser Kummer und ohnmächtiger Schmerz: Warum? Warum! Es ist, als frage er nun das Publikum: Wißt vielleicht ihr, was ich hätte noch mehr tun müssen? Auch vom Publikum kommt keine Antwort. Da steigen im Gutsbesitzer Wut und Zorn hoch: Warum hoffte ich überhaupt...! Und während er Publikum und Richter gleichermaßen anspricht, wandelt sich die Bühne im Hintergrund ins dritte Bild: Man sieht, wie der Gutsbesitzer seinen eigenen Weinberg zerstört, während Gott selbst das Geschehen interpretiert: „Ich entferne seine schützende Hecke, so wird er zur Weide. Seine Mauer reiße ich ein... Man soll seine Reben nicht schneiden und soll ihn nicht hacken...Ich verbiete den Wolken, ihm Regen zu spenden...“ (Jes 5,5.6.)

Am Schluß des Schauspiels tritt der Sänger wieder auf und gibt dem Publikum die Deutung des Weinberg-Spiels auf Israel, das das Recht bricht und den Rechtlosen unterdrückt.

Vom Weinberg ist noch vielfach in Gesetz, Propheten und Schriften die Rede, so bei Ezechiel im 17. Kapitel oder in Psalm 80, oder bei Jeremia 2,21 oder in Hosea 2,14 – die Themen ähneln sich. Der köstliche Wein Israels bot Gelegenheit, Sinnbild für die Sorge Gottes und des Volkes Untreue zu sein.

Doch könnte in unserem Weinberg-Spiel der Zuschauer Anstoß am verwüstenden Handeln Gottes nehmen: Soll das der gute Gott sein? Der Gott des Erbarmens, der Geduld, der hier wütend und wie von Sinnen seinen Weinberg wieder zur Wüste macht?

Es ist zu beachten, daß Gott zuvor noch die Verteidiger des Weinbergs (die ja identisch sind mit dem Volk! Das Volk erhielt also gar noch den Vorteil, sich seine Richter selber auszusuchen!) fragt: Sagt mir doch, was ich vergessen habe! Was hätte ich noch mehr tun können!? Es ist übrigens das erste und das letzte Mal in diesen fünf Weinberg-Gleichnissen, daß Gott die Menschen sozusagen um Rat fragt. Sie schütteln den Kopf, mehr hätten sie auch nicht tun können. Und so wird Gott den Menschen in Zukunft nicht mehr um Rat fragen. Das Schweigen der Verteidiger/Richter gibt nach jüdischer Rechtsauffassung (vgl. Lk 20, 7f) dem Ankläger das Recht, nun mit seinem Weinberg, den er ja auf eigene Kosten angelegt hat, zu verfahren, wie er will. Daß etwa der Regen nicht mehr fallen wird, wenn das Volk seinen Gott nicht mehr liebt und vom Wege abweicht, das hatten sie schon gehört, das war beim Bundesschluß vereinbart worden (Dt 11, 13–15).

Dieses erste Weinberg-Gleichnis schildert uns also, wie die Geschichte Gottes mit seinem Volk aussichtslos zu Ende ist, bevor sie überhaupt richtig begonnen hat. Ja, wir sehen am Ende einen „ratlosen“ Gott, der sich seinem Zorn ebenso überläßt wie seiner Trauer.

Das zweite Lied vom Weinberg (Jes 27, 2–6)

Am Ende des ersten Weinberg-Spiels wird kein Leser/Hörer erwarten, daß es mit diesem Weinberg noch weiterginge: Er ist so zerstört und tot, wie eine Pflanzung nur tot sein kann.

Um so überraschter ist der Zuschauer, wenn er, einige Kapitel später bei Jesaja, plötzlich eine Fortsetzung, ein viertes Bühnenbild erlebt: „An jenem Tag gibt es einen prächtigen Weinberg. Besingt ihn in einem Lied! Ich, der Herr, bin sein Wächter, immer wieder bewässere ich ihn. Damit niemand ihm schadet, bewache ich ihn bei Tag und bei Nacht. Ich habe jetzt keinen Zorn mehr. Fände ich Dornen und Disteln darin, ich würde sie alle bekämpfen, ich würde sie alle zusammen verbrennen, es sei denn, man sucht bei mir Schutz und schließt mit mir Frieden, ja Frieden mit mir. In künftigen Tagen schlägt Jakob wieder Wurzel, Israel blüht und gedeiht, und der Erdkreis füllt sich mit Früchten.“ (Jes 27, 2–6)

Was ist geschehen?

Die beiden Rahmen-Sätze (Vers 2 und 6) sprechen von „jenem Tag“ und weisen somit auf die „Endzeit“ voraus, auf die „Zeit des Messias“, das endzeitliche Gottesreich. Dies wird von Bedeutung sein!

Bei diesem überraschenden vierten Bühnenbild sieht der Zuschauer, der gewissermaßen den Saal schon verlassen wollte und nun verwundert zurückkehrt, wie Gott selber, der soeben noch seinen Weinberg verwüstete, nun alles Erdenkliche tut, um ihm doch noch Frucht abzurufen. Gott selbst ist nun seine Mauer, seine schützende Hecke, er selbst der Turm, die Kelter, ja, er bewässert ihn mit eigener Hand, immer und immer wieder. Das „Bühnenbild“ malt uns dies etwa so aus, daß die Nachbarn dieses Gutsbesitzers auf den Höhen ihrer Weinberge ringsum stehen und sich den Bauch halten vor Lachen: „Ja, ist der denn ganz und gar verrückt! Schaut doch, was der da tut! Der begießt regelrecht Holzstücke, Besenstiele! Der Mann ist ja von Sinnen! Da wird doch nie etwas draus...!“ So etwa mögen sie reden. Doch Gott arbeitet, ohne sich Ruhe zu gönnen, bei Tag und bei Nacht, ohne Zorn, wie mit heiligem Eifer rackert er sich ab. Sogar Dornen und Disteln erhalten jetzt eine Chance zum Überleben!

Was ist Grund und Anlaß für dieses völlig unerklärliche Handeln Gottes? Hat er etwa am Weinberg einige grüne Stöcke gefunden, die ihm Anlaß zu neuer Hoffnung gäben? Nichts davon berichtet der Text. Im Gegenteil: Er malt vor unseren Augen den gleichen, wüsten, toten, zukunftslosen Weinberg. Am Weinberg hat sich also nichts geändert, einzig Gott hat sein Verhalten geändert!

Es ist, als hätte Gott „begriffen“: Soll es für diesen Weinberg noch eine Zukunft geben, dann muß ich mich ändern! Dann muß ich mehr tun! Vom Weinberg kann ich nichts mehr erwarten, der ist tot. Ich selber muß jetzt mehr tun, muß mir etwas einfallen lassen, um ihn doch noch zu retten.

Was hier für die Geschichte Israels dargestellt ist, hat Gen 8,21 bereits für das „Wesen“ Gottes ausgesagt: Wenn Gott nach der Sintflut ebenso lapidar wie ernüchtert feststellt, daß das Trachten des Menschen böse von Jugend an ist – und dies nach der Sintflut (ebenfalls ein zerstörendes Handeln!), die doch gerade den Menschen „bessern“ sollte – und wenn die Geschichte des Menschen hier doch nicht endet, sondern weitergeht, so muß dem ein „neues Denken“ Gottes zugrunde liegen, nicht mehr jenes (so menschliche): Weil du böse bist, vernichte ich dich!, sondern jenes unbegreifliche: Weil du böse bist (und, allein auf dich angewiesen, untergingest), erbarme ich mich deiner! Dieses „Wesen“ Gottes, sein Erbarmen nämlich, geschieht nun in der Geschichte mit seinem Volk. Und Gott läßt sich zu mehr Erbarmen hin ändern, wie es die Schrift darstellt, als Mose seinen Gott davon abbringt, Böses mit Bösem zu vergelten. (Ex 32,7–14)

Was Gott mit seinem Weinberg tut, könnten wir auch „die Unvernunft der Liebe“ nennen. Sie wird uns noch mehrmals begegnen. Gott müht sich nun bei Tag und Nacht für etwas ab, was nach menschlichem, „wissenschaftlichem“ Ermessen ein hoffnungsloser Fall ist. Gott läßt sich nun einzig leiten von der Frage der Liebe: Was kann ich noch mehr tun? Weder Berechnung noch Analyse, weder Erfolg noch Rationalität helfen ihm in dieser aussichtslosen Lage weiter. Hier hilft nur noch die „verrückte Liebe“. Und der Vorhang schließt mit der atemraubenden Verheißung, daß dies Mühen den „Erdkreis mit Früchten“ füllen werde. Wie soll das geschehen?

Das Gleichnis von den bösen Winzern (Mt 21,33–46)

Nach dem Einzug Jesu in Jerusalem spitzt sich seine Auseinandersetzung mit den Führern des Volkes immer mehr zu. Aus dieser Zeit überliefert uns das Evangelium (Mt 21,33–46; Mk 12,1–12; Lk 20,9–19) ein Gleichnis Jesu, das man das „Gleichnis von den bösen Winzern“ nennt. Bei Matthäus heißt es: „Als er in den Tempel ging und lehrte, kamen die Hohenpriester und die Ältesten des Volkes zu ihm“ (21,23). An sie richtet Jesus eine Gegenfrage (Deren „Frage nach der Vollmacht Jesu“ steht bei Markus und Lukas unmittelbar vor unserem Gleichnis), dann erzählt er das „Gleichnis von den ungleichen Söhnen“ und schließlich: „Das Gleichnis von den bösen Winzern“. Da Jesus in diesem Gleichnis ausdrücklich auf die Weinberg-Lieder bei Jesaja Bezug nimmt, ist es sinnvoll, dieses Gleichnis als drittes in der Reihe der fünf Weinberg-Gleichnisse zu betrachten. Es soll gleich vorweg gesagt sein, daß wir in ihm eine Kostprobe der außerordentlichen Fähigkeit Jesu, Gleichnisse zu formen, erleben werden.

„Hört noch ein anderes Gleichnis: Es war ein Gutsbesitzer, der legte einen Weinberg an, zog ringsherum einen Zaun, hob eine Kelter aus und baute einen Turm...“ (Mt 21,33) Die Zuhörer wissen sofort, daß Jesus das Weinberglied bei Jesaja zitiert. Sie sind gespannt, wie er diesen alten Text weiterführen wird. Denn es ist nicht zu erwarten, daß er das alte Gleichnis nur wiederholt. „Dann verpachtete er den Weinberg an Winzer und reiste in ein anderes Land.“ Das ist die erste Änderung des alten Liedes: Pächter werden eingeführt, die die weitere Arbeit im Weinberg fortführen.

„Als nun die Erntezeit kam, schickte er seine Knechte zu den Winzern, um seinen Anteil an den Früchten holen zu lassen...“ (Mt 21,34) Tatsächlich! Der Weinberg trägt Frucht! Das Unfaßbare, Unerwartbare

ist eingetreten! Die schier verrückte Liebesmüh seines Herrn war nicht vergebens! Das, was unmöglich schien, ist, zum ungläubigen Staunen aller, doch eingetreten: Der Weinberg trägt reiche, gute Frucht.

Damit verbindet Jesus eine zweite, untergründige Aussage, die wohl gerade für die Ohren dieser Zuhörer, nämlich der Führer des Volkes, gemeint ist: Dann wißt ihr auch, daß „jener Tag“ jetzt gekommen ist! Daß jetzt die Zeit des Heils da ist, die Zeit desjenigen, der Dornen und Disteln seinen Frieden gibt, der den ganzen Erdkreis mit Früchten füllen wird. Die Zeit des Menschensohnes. Und ich bin es, der euch dies erzählt. Und dies zu erzählen ist meine Vollmacht...

Jesus hat dem alten Lied des Jesaja damit den verheißenen Ausgang gegeben – doch nachdem er den Spannungsbogen seines neuen Gleichnisses „nach oben“, in ein scheinbares Happy-End geführt hat, läßt er ihn nun tief hinabsinken, tiefer noch, als Jesaja je gewagt hätte, das Unglück darzustellen. „Die Winzer aber packten seine Knechte; den einen prügeln sie, den anderen brachten sie um, einen dritten steinigten sie. Darauf schickte er andere Knechte, mehr als das erstemal; mit ihnen machten sie es genauso.“ (Mt 21,35f)

Ohne Zweifel spielt Jesus auf die Geschichte Gottes mit seinem Volk an, dem er zu dessen eigenem Heil immer Propheten gesandt hat, um es durch sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Aber das Volk bzw. seine Führer haben auf die Gottesmänner selten gehört, haben sie verworfen und sind ihre eigenen Wege gegangen, die sie immer mehr ins selbstverschuldete Unheil führten. Dies ist die geschichtliche Ebene der Worte Jesu.

Unschwer erkennt man, daß Jesus die Thematik des Schöpfungsberichtes aufgreift: Gott, der zuerst für den Menschen „geackert“ hat, ihm das Paradies anlegte und den Menschen hineinversetzte, damit er alles in Hülle und Fülle genieße, muß nun erleben, wie dieser Mensch den Besitz einer Sache (die Frucht des Baumes) der personalen Begegnung und Beziehung mit ihm, seinem Schöpfer und Herrn, vorzieht. Genau dies geschieht auch hier: Die Winzer ziehen den Besitz, den gesamten Besitz der ganzen Ernte, der personalen Beziehung mit dem Gutsbesitzer vor.

Sie haben die transzendente Beziehung, die zu Gott und seinen Geboten, gebrochen und abgestreift. Indem sie die Knechte, die der Gutsbesitzer schickt, verprügeln, zerstören sie auch die personale Ebene ihres Menschseins. Es bleibt ihnen nur noch die funktionale, d. h.: Sie reduzieren das Leben des Menschen auf die „Sachebene“, auf das Besitzen von Sachen, auf den Umgang mit ihnen bzw. ihre Verwaltung. Diese Verarmung des Menschen zu solcher Eindimensionalität kann man

heute vielfach beobachten: Das personale Gegenüber wird zum Objekt, der Mensch wie eine Datenbank vom Computer abgecheckt, ob die „Werte“ stimmen, zu Gott fehlt jede persönliche Beziehung oder sie wird durch selbstgemachte „goldene Kälber“ ersetzt, wodurch auch „Gott“ wieder zur Sache wird. Diesen egoistischen, von Lust und Laune getriebenen und auf Bequemlichkeit bedachten Menschen leitet vor allem die Frage: Was brauche ich alles nicht tun?

Dagegen müht sich der Gutsbesitzer darum, den bedrohlich eng gewordenen Horizont dieser Winzer zu öffnen. Ihn leitet die Frage: Was kann ich noch mehr für sie tun?

Was könnte er noch mehr tun?

„Zuletzt sandte er seinen Sohn zu ihnen; denn er dachte: Vor meinem Sohn werden sie Achtung haben.“ (Mt 21,37) Bei Markus heißt es: „Schließlich blieb ihm nur noch einer: Sein geliebter Sohn.“ (Mk 12,6) Lukas überliefert, daß der Gutsbesitzer sich ratlos fragt: „Was soll ich tun? Ich will meinen geliebten Sohn zu ihnen schicken...“ (Lk 20,13) Bei Matthäus heißt es dann weiter: „Als die Winzer den Sohn sahen, sagten sie zueinander: Das ist der Erbe. Auf, wir wollen ihn töten, damit wir seinen Besitz erben.“

Wenn man genau betrachtet, was der Gutsbesitzer denkt und erwägt, ebenso jenes, was die Winzer denken und wovon sie träumen, kann man nur den Kopf schütteln. Angenommen, wir säßen im „Rat Gottes“ und hörten seine Überlegung, zu diesen Menschen seinen geliebten Sohn, den einzigen, der ihm noch bleibt, zu senden, was würden wir Gott wohl raten? Würden wir nicht die Stirn runzeln und sagen: Lieber Gott, das geht nicht gut! Du kennst die Menschen schlecht. Haben sie deine Knechte getötet, werden sie erst recht bei deinem Sohn keine Rücksicht nehmen. Laß das sein. Aber Gott sendet seinen Sohn, den einzigen, den geliebten...

Dann hören wir die Überlegungen der Winzer: Wir töten ihn und werden dann selbst Erben! Säßen wir nun im „Rat der Menschen“, was müßten wir wohl diesen entgegen? Müßten wir nicht sagen: Ihr spinnt! Wie kommt ihr darauf, daß die Regierung von Kuwait, nachdem ihr die kuwaitischen Geiseln umgebracht habt, die Regierungsgeschäfte nun euch übergeben würde? Hat jemals ein Reicher die Kidnapper seines Sohnes als Erben eingesetzt? Ihr seid mit euren Träumen sehr im Irrtum!

Wären unsere Winzer religiös ansprechbar, könnten wir sie auch an Joseph erinnern, den die Brüder umbringen wollten, dann nach Ägypten

verkauften...Oder an Adam und Eva, die meinten, wenn sie Gottes Gebot überträten, könnten sie Gottes Erbe antreten...

Was für eine Wahrheit hat Jesus in diesem Gleichnis verborgen?

Es wurde deutlich, wie die Winzer, also die Menschen sich von der Frage leiten lassen: Was müssen wir alles nicht tun? Den Gutsbesitzer dagegen leitet die Frage: Was kann ich alles noch tun, um sie am Leben zu erhalten? So steht im Zentrum dieses Gleichnisses eine doppelte „Unlogik“: Das „Was kann ich noch tun?“, das Mehr der Liebe Gottes läßt den Vater den einzigen, geliebten Sohn senden – welcher ein Tun angesichts dieser Menschen! Und diese Menschen bringen den Sohn um in der Absicht, dadurch selber Erben zu werden – eine wahnwitzige, verrückte Idee. So stehen sich im Zentrum des Gleichnisses die Übervernünftigkeit der Liebe und die Irrationalität des Bösen gegenüber. Wiederum begegnen wir der „verrückten“ Liebe Gottes, doch diesmal stößt sie nicht nur auf einen tauben, toten, nichtsnutzigen Weinberg, diesmal tritt ihr das Böse mit Macht entgegen. Und, wie es in dieser Welt wohl immer sein wird: Das Böse gewinnt, der Sohn der Liebe wird getötet, Gott hat verloren – allem Anschein nach! Aber sehen wir zu, das Gleichnis ist noch nicht zu Ende erzählt!

„Und sie packten ihn, warfen ihn aus dem Weinberg hinaus und brachten ihn um.“ (Mt 21,39) An dieser Stelle bricht Jesus (bei Matthäus) das Gleichnis ab und stellt seinen Zuhörern die entscheidende Frage: „Was wird er mit solchen Winzern tun?“ Die Antwort geben (bei Matthäus) die Zuhörer, die Führer des Volkes: „Er wird diesen bösen Menschen ein böses Ende bereiten und den Weinberg an andere Winzer verpachten, die ihm die Früchte abliefern, wenn es Zeit dafür ist.“ (Mt 21,41)

In diesen Worten hören wir, genau genommen, wie Menschen solch ein Problem lösen: Den Bösen ein böses Ende bereiten! Das ist der Weisheit letzter Schluß, wenn Menschen das letzte Wort haben! (Selbst in der Fassung bei Markus und Lukas, die Jesus diese Antwort sprechen lassen, kann man etwa so paraphrasieren: Nicht wahr, so würdet ihr handeln!) Es scheint, als habe Jesus auf diese Antwort der Menschen nur still mit dem Kopf genickt, als wolle er sagen: Ihr wißt noch immer keine neue Antwort als diese Hilflosigkeit des „wie-du-mir-so-ich-dir“, diese Hilflosigkeit der Macht! Aber: „Das Törichte an Gott ist weiser als die Menschen, und das Schwache an Gott ist stärker als die Menschen!“ (1 Kor 1,25)

Wenn wir in den Worten der Führer des Volkes die letzte Antwort des Menschen auf dies fundamentale Problem des Bösen in all seiner Irrationalität hören – den Bösen ein böses Ende bereiten, eine Antwort, die seit Urzeiten nur von wenigen überschritten worden ist –, erhebt sich die Frage, ob nicht dieses Gleichnis, das ja fast schon zu Ende ist, nicht auch noch eine Antwort Gottes auf diese Herausforderung durch das Böse enthalte. Jesus prüfte seine Zuhörer, aber sie gaben die alte Antwort der Zerstörung – welche Antwort gibt er nun?

Ja, er gibt eine neue Antwort!

Bei Matthäus fährt Jesus fort: „Habt ihr nie in der Schrift gelesen: Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, er ist zum Eckstein geworden; das hat der Herr vollbracht, vor unseren Augen geschah dieses Wunder? (Mt 21,42)

Jesus zitiert hier zwei Verse aus Psalm 118. Diese Verse haben wohl in der Baugeschichte des Tempels eine eigenartige Erfüllung gefunden. Herodes der Große begann den Tempelbau im 18. Jahr seiner Regierung, nach unserer Zeitrechnung etwa im Jahr 20/19 v. Chr. Er hat (nach Joh 2,20) 46 Jahre (mindestens) am Tempel gebaut. Stets also, wenn Jesus mit anderen jüdischen Männern seine Wallfahrten zum Zion machte, erlebten sie ein Stück Baugeschichte des Tempels. Bei solch einem Bau passiert einiges. Einmal scheint sich folgendes ereignet zu haben: Die Bauleute lieferten einen besonders großen Stein an, fast 2 m hoch, bald 7 m lang, ungefähr 100 Tonnen schwer! Wegen dieser Größe wußte man nichts mit ihm anzufangen. Man versuchte ihn zu zerkleinern, schaffte es aber nicht. Da sollte er schon verworfen werden, als jemand auf die Idee kam, ihn als Eckstein in der Südostecke der Tempelmauer zu verwenden. In der 28. Steinlage dieser Südostecke der Tempelmauer haben Archäologen nämlich einen Stein mit ungewöhnlichen Ausmaßen gefunden, der höher ist als die anderen und Bearbeitungsspuren aufweist. Dabei scheint eine Ecke ausgebrochen zu sein, weshalb man erst recht diesen Stein nicht nehmen wollte. Schließlich fand er doch einen Platz, einen Ehrenplatz gar, der ihn auch für uns noch zum „Wunder“ macht.

Man mag sich nun vorstellen, daß bei den Wallfahrern, als sie eines Tages von der Geschichte dieses großen Steines hören, ein Schmunzeln über ihre Gesichter geht: Seht, es steht schon in der Schrift, Jahwe erfüllt seine Verheißungen! Hier ist das Wort Gottes Stein geworden!

Jesus kommentiert also ein allseits bekanntes Stück Baugeschichte („Habt ihr nie gehört...?“) des Tempels, wenn er diesen Psalmvers ins

Gedächtnis ruft. Aber lag die Pointe seiner Antwort an die Hohenpriester und Ältesten des Volkes wirklich auf diesem Psalmwort?

Es folgt nämlich ein merkwürdiger Ausspruch Jesu, der in seinem Sinn offenbar schon den ersten Abschreibern dunkel blieb: „Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschellen; auf wen der Stein aber fällt, den wird er zermalmen.“ Teils fehlt dieser Vers 44 in Handschriften, teils steht er nach dem folgenden. In der Tat bereitet er inhaltliche Schwierigkeiten, weil er wieder von diesem zerstörenden Gott spricht (wenn man diesen Stein – z. B. nach Daniel 2,35 – auf Gott und seinen Gesalbten deutet). Dann hätten wir den Gott von Jesaja 5 vor uns, den Gott, der zerstört und zermalmt, den Gott, der sich von Menschen nicht unterscheidet und Böses mit Bösem vergilt – eine Gottesvorstellung, die Gott selber seit Urzeiten verworfen und die Jesus nie aufgenommen hat. Wie aber kann man diesen Vers dann deuten?

Nehmen wir unsere Vorstellungskraft zu Hilfe und „schauen“ wir, was mit diesem Ungetüm von Stein angestellt wird. Die Bauleute wollen ihn zerkleinern – was tun wir eigentlich noch heute zu diesem Ziel? Wir hauen von oben auf den Stein mit Werkzeugen; hat dies keinen Erfolg, bleibt eine andere, alte Methode: Man wuchtet den Stein hoch und läßt ihn auf harten Untergrund fallen in der Hoffnung, er werde beim Aufprallen durch sein Eigengewicht zerbrechen. Das Wort Jesu „Und wer auf diesen Stein fällt, der wird zerschmettert, auf wen der Stein aber fällt, den wird er zermalmen“ richtet unsere Aufmerksamkeit unwillkürlich auf das, was kaputt geht, was bei dem Versuch, den Stein zu zerkleinern, zerschellt und zermalmt wird. Doch eines übersehen wir: Der Stein selbst bleibt unversehrt!

Indem Jesus uns diesen Vorgang aus der Bearbeitungsgeschichte des Ecksteines vor Augen hält, sagt er: Was ihr auch anstellen mögt, um diesen Stein Gottes zu zerbrechen: Ihr werdet nur selber zerschellen und zermalmt werden! Doch dieser Stein bleibt heil! Was ihr auf diesen Stein auch werfen werdet, um ihn zu zerkleinern – es wird nur selbst zerkleinert! Und worauf ihr diesen Stein werft, um ihn zu brechen – das wird nur selbst gespalten! Dieser Fels aber bleibt unversehrt.

Die Liebe Gottes ist nicht „klein zu kriegen“! Ihr könnt den Hirten schlagen mit dem Kreuz, ihr könnt den Sohn der Liebe ins Grab fallen lassen – Kreuz und Grab werden zerbrechen, aber die Liebe Gottes werdet ihr nicht brechen!

Das wäre die Antwort Jesu auf die Frage, wie mit den Bösen umzugehen sei: Die Liebe Gottes, die sich freiwillig hingibt, diese „verrückte“ Liebe Gottes, ist weiser und ausdauernder als die Bosheit der Menschen, die diese Liebe töten wollen. Das Böse mag sich an ihr nur austo-

ben, die Liebe wird vom Bösen nicht infiziert, sie bleibt sich treu, sie ist nicht zu töten, denn sie trägt in sich die Kraft ewigen Lebens.

Kann es nach diesem dritten Weinberg-Gleichnis noch eine Steigerung geben? Kann Gott in seinem Verlangen, „noch mehr“ für uns zu tun, noch weiter gehen?

Das Gleichnis vom Feigenbaum im Weinberg (Lk 13,6–9)

Der Feigenbaum war in Israel neben dem Weinstock Sinnbild für Wohlstand und Frieden. Zweimal im Jahr bringt er Früchte, die vom Mai bis Oktober reifen. Frisch oder getrocknet sind sie das alltägliche Nahrungsmittel. Feigenbäume bedürfen fast keiner Pflege.

Es gibt Gründe anzunehmen, daß Jesus das Gleichnis vom Feigenbaum im Weinberg (Lk 13,6–9) in Jerusalem oder nahe bei der Stadt gesprochen hat. Matthäus berichtet von der Verfluchung eines Feigenbaumes, die er fest mit den letzten Tagen Jesu in Jerusalem verknüpft; ebenso Markus. Doch überliefern Matthäus und Markus „ihre“ Episode mit dem Feigenbaum in einer ganz anderen Sinnabsicht als Lukas. Bei Lukas ist zudem das Gleichnis vom Feigenbaum im Weinberg eine Antwort Jesu auf eine ihm zuvor gestellte Frage bzw. Herausforderung.

Jesus beginnt das Gleichnis mit den Worte: „Ein Mann hatte in seinem Weinberg einen Feigenbaum; und als er kam und nachsah, ob er Früchte trug, fand er keine. Da sagte er zu seinem Weingärtner: Jetzt komme ich schon drei Jahre und sehe nach, ob dieser Feigenbaum Früchte trägt, und finde nichts. Hau ihn um! Was soll er dem Boden weiter seine Kraft nehmen?“ (Lk 13,6f)

Was finden wir in diesen Versen? Zunächst einmal: Nach Dt 22,9 ist es verboten, im Weinberg noch andere Pflanzen anzubauen, „sonst verfällt das Ganze dem Heiligtum!“ Vielleicht waren wild wachsende Feigenbäume von diesem Gebot ausgenommen; der Mann des Gleichnisses „hatte“ eben nur einen Feigenbaum in seinem Weinberg. Streng genommen gehört aufgrund dieser Konstellation des Gleichnisses „das Ganze“ von vornherein „dem Heiligtum“ – Wie ein vorweg gegebener Trost ist alles, was auch passieren mag, schon dem Heiligtum anheimgefallen!

Wer ist dieser Feigenbaum? Offenbar eine besondere Gruppe innerhalb des „Weinbergs“, also Israels. Vielleicht die Jünger? Vielleicht die Führer des Volkes? Charakteristisch für sie ist, daß sie seit drei Jahren die zu erwartende Frucht nicht bringen. Diese drei Jahre können nur auf die Zeit des öffentlichen Auftretens Jesu, auf seine Verkündigung in aller Öffentlichkeit (Joh 18,20) bezogen werden. Dann aber ist dieses

Gleichnis in den letzten Monaten des Lebens Jesu gesprochen worden. Was ist mit der Frucht gemeint, die Jesus seit drei Jahren vergeblich sucht? Damit muß die Einstellungswandlung derer gemeint sein, die sich aufgrund seiner Verkündigung hätten wandeln können und müssen. Kann man dazu Genaueres sagen?

Hören wir dazu die Episode, die sich zuvor abspielt und die Jesus veranlaßt, dieses Gleichnis zu erzählen. Aus Galiläa, der Heimat Jesu, sind Pilger nach Jerusalem gekommen. Während sie im Tempel ihre Opfertiere schlachten lassen, greifen aus irgendeinem Anlaß die Soldaten des Pilatus ein und bringen diese Pilger um, „so daß sich ihr Blut mit dem ihrer Opfertiere vermischte“ (Lk13,1). Daraufhin eilen einige Leute (Jünger Jesu? Bekannte, Verwandte dieser Galiläer, vielleicht auch Freunde Jesu? Oder Abgesandte der Hohenpriester?) zu Jesus, um ihm dies zu melden. Warum kommen sie mit dieser schrecklichen Botschaft zu Jesus?

Immer wieder finden wir in den Evangelien Hinweise, daß Jesus in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gerät, daß die Leute ihn im Auge behalten, ob er nicht doch der Messias sei. So, nachdem Johannes von Herodes ermordet ist, kommen sie, um nun Jesus, den Verwandten und Freund des Täufers, zum König, zum Gegenkönig zu machen (Joh 6,15). Jesus hat derlei Ansinnen stets deutlich abgelehnt.

Auch in dieser Episode, die Lukas überliefert, ist eine ähnliche Gelegenheit gegeben. Diesmal war es Pilatus, der Judenhasser, der Landsleute Jesu beim Opfern hat ermorden lassen. Nun muß doch dieser Prophet aus Nazaret seine Zurückhaltung aufgeben! Nun muß er doch „Farbe bekennen“! Das kann er doch nicht einfach so hinnehmen, als ginge ihn das nichts an! So eilen sie zu Jesus und erzählen ihm das Furchtbare, das geschehen ist, in der Überzeugung, nun sei auch für Jesus „das Faß übergelaufen“, jetzt müsse er die Gelegenheit nutzen, da das Volk vor Zorn kocht, und sich an die Spitze einer Gegenbewegung stellen. Er kann sich doch nicht immer zurückhalten! Jesus hört sich ihre Nachricht an, spürt ihre Absicht.

Ihr wollt also, daß ich nun losschlage, mich an die Spitze einer Gegenbewegung stelle und Römer und Herodianer aus dem Land jage! Und die Gelegenheit dazu sei günstig. Und was wird dann passieren? Kennt ihr die Römer immer noch nicht? Sie werden Verstärkung holen, ein paar Legionen aus Syrien abziehen und in zwei, drei Jahren stehen wir ihrer Übermacht gegenüber. Dann müssen wir wieder Verstärkung holen, und dann würden die Römer wieder Verstärkung holen und so drehte sich die Spirale der Macht immer weiter! Ihr habt nichts begriffen. Am Ende werdet ihr genauso umkommen, in eurer Sünde werdet

ihr sterben, wenn ihr nicht umkehrt, nämlich neu zu denken beginnt! Ihr glaubt, diese Galiläer seien umgekommen, weil sie Sünder gewesen sind, und ihr würdet nicht umkommen, weil ihr keine Sünder seid? Oh nein, ihr werdet, wenn ihr nicht umkehrt, alle genauso umkommen! Und ihr seid überzeugt, die achtzehn vom Schiloach seien allein deswegen erschlagen worden, weil sie Schuld auf sich geladen haben, und ihr und die anderen in Jerusalem hätten keine Schuld auf sich geladen? Ihr irrt sehr! Wenn ihr euch nicht bekehrt, werdet ihr alle genauso umkommen! Denkt an das, was euch Johannes sagte: „Bringt Früchte hervor, die eure Umkehr zeigen!“ (vgl. Lk 3,8).

Die Antwort Jesu enthält zweierlei: Einmal durchbricht er, wie wir das von ihm kennen, das Schema: Schuld des Menschen zieht Strafe Gottes nach sich! Es gibt auch ein scheinbares „Gestraft-sein“ durch Gott, dem keine Schuld vorausgeht und das keine Strafe ist. Es gibt das Leiden des Gerechten. Aber – und das ist das zweite –: Was immer wichtig ist, ist die Umkehr! Diese Umkehr kann man als das „neue Denken“ bezeichnen, das in vielfältiger Formulierung die Schriften des Neuen, aber auch des Alten Bundes durchzieht, etwa: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern wandelt euch und erneuert euer Denken...“ (Röm 12,2; auch im folgenden: „Laß dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute!“ (Röm 12,21). Oder die „neue Schöpfung in Christus“ (2 Kor 5,17), die der Getaufte ist, der „Christus angelegt hat“ und nun die vielen „Kleider Christi“ trägt (Kol 3,12–17). Dieser Getaufte ist „nach dem Bild seines Schöpfers erneuert“ (Kol 3,10). Er ist „vollkommen wie der himmlische Vater“ es ist, der seine Sonne aufgehen läßt über Bösen und Guten und es regnen läßt über Gerechte und Ungerechte (Mt 5,44–48; vgl. Jes 5,6!)

Dieses neue Denken und Handeln sucht Jesus bei denen, die ihn nun drei Jahre kennen, begleiten und erleben, denen er so viel gezeigt und erklärt und eingeprägt hat – aber kaum kommt eine Prüfung, eine Gelegenheit, wo sie ihr neues Denken unter Beweis stellen, wo sie zeigen können, was sie begriffen haben, da fallen sie in die alten Reaktionsweisen der Menschen zurück: Den Bösen ein böses Ende bereiten!

Diese Stunde gehört zu jenen Stunden im Leben Jesu, die ihn trostlos und mutlos machen: Hat es denn Sinn, was ich hier mache? Werden diese Menschen überhaupt je etwas begreifen? Wenn schon ich ihnen nichts klar machen kann, wer denn dann? Was habe ich alles falsch gemacht? Was kann ich denn noch mehr tun?

Aus dieser inneren Trostlosigkeit, dieser Müdigkeit seiner Seele, die resignieren will, die bedrängt ist von dem Gedanken, daß alles Mühen doch vergeblich bleibt, ohne Frucht – aus dieser inneren Dunkelheit der

Seele heraus formuliert Jesus nun das Gleichnis vom Feigenbaum im Weinberg.

Und nun ist er selber der Feigenbaum, der keine Frucht gebracht hat!

Der Mann, dem der Weinberg gehört, stellt Jahwe dar, und der Weingärtner ist folgerichtig Jesus. Man könnte aber auch so deuten, daß der Dialog zwischen dem Herrn des Weinbergs und seinem Weingärtner nur eine Zwiesprache in Jesus selbst reflektiert, ein Aufeinanderprallen von Regungen und Versuchungen, durch die Jesus sich nun hindurchkämpft. Da ist zunächst die Regung der Mutlosigkeit, ja, der erregten Verzweiflung und Wut, daß alles Bemühen, den Jüngern das neue Denken Gottes, seines Vaters, beizubringen, zu keinem Erfolg geführt hat: Bei der ersten kritischen Situation fallen sie ins alte Gleis zurück. Und in Jesus kommt die Versuchung hoch, „den ganzen Laden hinzuschmeißen“, seine Kraft und Zeit nicht länger für dieses Volk, diese unbelehrbaren Jünger zu vergeuden. Dann macht doch alleine weiter! „Hau ihn um! Was soll er weiter dem Boden seine Kraft nehmen!“

Doch dadurch würde er selbst, ihr Herr und Meister, getroffen werden. So regt sich in Jesus noch eine andere, viel tiefere Seite, jene ungreifbare Liebe, die nur fragt: Was kann ich noch mehr tun?

Johannes der Täufer hat in solchen Situationen eher „vernünftig“ reagiert: „Jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen!“ (Lk 3,9) Wohl nirgends sonst im Evangelium wird der Unterschied zwischen diesen beiden Freunden so deutlich wie hier. In Jesus kommt gerade in Situationen, die ausweglos erscheinen, wo der „Mann“ sich nicht mehr zu helfen weiß und einfach aufhört und zerstört, ein starker mütterlicher Zug zum Tragen, der bis zum Ende liebt (Joh 13,1).

„Der Weingärtner erwiderte: Herr, laß ihn dieses Jahr noch stehen; ich will den Boden um ihn herum aufgraben und düngen. Vielleicht trägt er doch noch Früchte; wenn nicht, dann laß ihn umhauen.“ (Lk 13,8f) Der Weingärtner bittet: Dieses Jahr noch... Wir ahnen, was „dieses Jahr noch“ bedeutet. Jesus kann so nur sprechen, wenn ihn der Gedanke beseelt: Ich habe noch nicht alles getan, ich könnte ja noch den Boden um ihn herum aufgraben und noch einmal neu düngen (obgleich doch der Feigenbaum gewöhnlich ohne Pflege Frucht bringt!).

Wiederum ist die unveränderte Fruchtlosigkeit des Baumes für Gott Anlaß, bei sich selbst zu forschen, ob er noch mehr hätte tun können. Bei Gott gilt nicht: Weil der Mensch keine Frucht bringt, verwerfe ich ihn. Sondern: Weil der Mensch keine Frucht bringt, darum muß ich ihn

noch mehr lieben! Die bisherige Fruchtlosigkeit seines Bemühens weckt in Gott den Eifer, noch mehr für den Menschen zu tun.

Ja, an dieser Stelle dürfen wir wohl noch einen Schritt weiter gehen. Denn hinter den Worten des Weingärtners Jesus hören wir so etwas wie ein Stammeln Gottes, ein stilles Überlegen: Vielleicht liegt es an mir, wenn er keine Frucht bringt! Vielleicht bin ich daran schuld, denn wenn ich alles getan hätte, dann müßte er doch Frucht bringen! Gewiß habe ich noch nicht alles getan, gewiß ist es meine Schuld, wenn er keine Frucht trägt! Es ist meine Schuld!

So spricht die Liebe! Dogmatische Theologie sagt: Er hat die Schuld aller auf sich genommen, er hat unsere Sünde getragen, er ist für uns zur Sünde geworden, zur Fruchtlosigkeit. Die Liebe, nicht die rationale objektive Vernunft, sagt einfach: Ich bin schuld... „Wenn ihr mich sucht, dann laßt diese gehen!“ (Joh 18,8)

Indem Jesus, der Sohn der Liebe des Vaters, sagt: Ich bin schuld!, rückt er die Sünde des Menschen zurecht, der im Garten des Paradieses genau an dieser Stelle, da er von Gott nach der Frucht gefragt wird, sich windend herausredet: Nicht ich, diese da, die du mir gegeben hast, war's! Und die Frau greift die rettende Ausflucht auf: Die Schlange war's, die du gemacht! Von Anfang an wies der Mensch seinem Schöpfer die Schuld zu – tun wir's nicht heute noch?! „Warum hat Gott denn alles so gemacht...?“ Im Zenit dieser Fragen steht der Weingärtner, und er, der als einziger wirklich ohne Schuld ist, er macht uns vor, was den Menschen umkehrt zum Heil: Das Eingeständnis des „Ich bin schuld“! Er stellt sich schützend vor die Schuldigen und sagt: Ich bin der Schuldige, den ihr sucht!

Aber dies ist nur dem möglich, der von der Liebe Gottes so durchdrungen ist wie der Herr. Dem steht das Ich-Bestreben des Menschen gegenüber, der vor allem Recht haben will und dazu ganze Legionen von Rechts-Anwälten beschäftigt. Paulus schreibt den Korinthern: „Warum leidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum laßt ihr euch nicht lieber ausrauben?“ (1 Kor 6,7) Das erlösende Wort, das für viele Menschen den Neuanfang einleitete, wäre dies Wort des Weingärtners: Ich habe Schuld! Und das andere der Liebe: Ich muß noch mehr für sie tun!

Jesus will den Boden umgraben und sich untergraben, er will selbst zum Mist, zum Dung werden, damit ich Frucht bringe. Hier klingt das Thema des Weizenkorns an, das in die Erde fallen und sterben muß, damit es Frucht bringe. „Wenn nicht, dann laß ihn umhauen...“, dann laß das jemand anderen machen, nicht mich! Ich kann diesen Feigenbaum, der mich solche Mühe gekostet hat, den ich doch liebe, nicht selber umhauen. Das will ich nicht mitansehen...

Der Weinstock und die Reben (Joh 15, 1–8)

In den letzten Worten an seine Jünger greift Jesus das Thema des „Weinbergs“ noch einmal auf, diesmal unter dem Bild des Weinstocks mit seinen Reben. „Ich bin der wahre Weinstock, und mein Vater ist der Winzer. Jede Rebe an mir, die keine Frucht bringt, schneidet er ab, und jede Rebe, die Frucht bringt, reinigt er, damit sie mehr Frucht bringt.“ (Joh 15, 1–8)

Im Vergleich zu den früheren Weinberg-Gleichnissen fällt sofort auf: Statt des Weinbergs ist nur mehr vom Weinstock die Rede. Doch der bedeutsamere Unterschied zu den früheren Gleichnissen liegt darin, daß nun der Abstand zwischen Gott und Mensch gering geworden ist. Im Weinberg-Lied bei Jesaja gab es den Weinberg, Gott arbeitete als „Gegenüber“ des Weinbergs mit zahlreichen Geräten und Hilfsmitteln an ihm. Im Gleichnis von den bösen Winzern gibt der Herr des Weinbergs etwas von sich selbst, seinen lieben Sohn, preis, den er den Winzern überläßt: Ein personales Sich-Hineingeben Gottes, der nicht mehr nur „Geräte“, etwas, einsetzt, sondern seine persönliche Liebe, sich selbst. Noch mehr gibt sich der Gärtner aus Lukas 13, 8f in den Weinberg hinein, da er sich selber untergräbt und die Schuld sich auflädt.

Diese Tendenz zu „mehr Nähe“ zum Weinstock, damit die Frucht gewiß komme, findet ihren Höhepunkt in diesem Gleichnis Jesu: Jetzt hat Gott den Abstand zwischen sich und der Frucht so klein gemacht, daß man wie beim Weinstock und der Rebe gar nicht genau sagen kann, wo der Weinstock aufhört und die Rebe anfängt. So wie der Weinstock unmittelbar in die Rebe übergeht, so unmittelbar Gott in den Menschen. Denn, bildlich gesprochen, konnte die Ursache für die Fruchtlosigkeit nur in diesem „Verbindungsstück“ liegen; ist dieses nicht blockiert, muß eigentlich die Frucht von selber kommen. Kommt sie auch jetzt nicht ...

„Jede Rebe, die keine Frucht bringt, schneidet er ab ...“ Da die Rebe ja nicht aus sich Frucht bringen kann, gilt dieses Wort eigentlich nicht der Rebe, sondern dem Weinstock! Von ihm würde etwas abgeschnitten! Er wäre ein Weinstock, der seine Reben nicht nähren kann! Ihn träfe die Strafe (Jes 53, 5). Als Stumpf und Stiel stände er da, wenn es ihm nicht gelingt, die Reben zur Frucht zu treiben.

Deshalb zielt alles Mühen Gottes nun auf Einheit und Einssein: „Denn sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir“ (Joh 17, 22f). Es ist ein Einswerden, das von Gott ausgeht. Er müht sich um diese Einheit mit dem Sünder, mit dem, der nicht Frucht bringt, indem er dort, wo die Sünde übergroß ist, noch mehr Einheit, Leben schenkt (Röm 5, 20). Gerade in diesem Gleichnis vom Weinstock und

den Reben taucht denn auch das Wörtchen „in“ unüberhörbar oft auf: Bleibt in mir, ich in euch ... Wenn ihr nicht in mir bleibt ... Wer in mir bleibt und in dem ich bleibe ... Getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen ... Wer in mir bleibt, wenn meine Worte in euch bleiben ... (vgl. Joh 15, 1–17)

Unüberhörbar deutlich ist diese Bitte Jesu: Bleibt doch in mir! (Das „in Christus“ des Paulus hat diese „In-nigkeit“ Gottes aufgenommen.) Und unüberhörbar klar bleibt damit die Möglichkeit, daß sich der Mensch auch diesem Mühen, dieser Nähe Gottes noch einmal verweigern kann und dann wie die Rebe weggeworfen und verbrannt wird. Dann mag der letzte Trost darin liegen, daß dieses „Weggeworfene“, dieses „Verbrannte“ zu einem Misthaufen, einem Komposthaufen werde, den der Herr im nächsten Jahr für andere als Mist untergraben kann ...!

Ausblick

In den fünf Weinberg-Gleichnissen offenbart uns Gott seine Liebe mit all ihrem Sich-Abmühen, diese „verrückte“ Liebe, die nur fragt: Was kann ich noch mehr für dich tun? Sie erscheint unter dem Prozeß des immer näher kommenden Gottes, einer immer „in-niger“ werdenden Liebe, einer Liebe, die sich immer mehr entäußert und herabsteigt und erniedrigt: Vom Herrn des Weinbergs bei Jesaja wird Gott zum Wächter, zum Gesandten, zum Gärtner, zum Mist, zum Weinstock selber. Dies ist der Weg der Einigung Gottes mit seinem Geschöpf: Wenn du, Mensch, schon nicht zu mir kommen kannst, dann komme ich, dein Gott, zu dir! Dann gleiche ich mich dir an (Hos 2, 22; auch 2, 14–17), bis kein Raum mehr ist zwischen uns, sondern ich in dich übergehe, ich in dir bin und du in mir bist.

Hier wurzelt das „in Christus“ des Paulus, und es überrascht nicht, wenn Paulus das Bild vom Weinstock und den Reben vielfach aufnimmt und es im Brief an die Galater umformt in das Bild von den Früchten des Geistes, die dieser in uns hervorbringt. Wenn man so will, ist hier das Bild vom Weinstock und den Reben noch einmal übertroffen: Ich bin nicht mehr nur „außen an“ dem Weinstock als Rebe, der Weinstock ist gewissermaßen „in mich hineingekommen“, der Geist Gottes wirkt selber in mir die Frucht – unüberbietbare Nähe des Schöpfers in seinem Geschöpf. Christus „ist in unseren Herzen aufgeleuchtet, damit wir erleuchtet werden zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi“. (2 Kor 4,6) Wir sind „in Gottes Gnade“. (Kol 3,16)

Der Messias mußte diesen Weg des Leidens, der Erniedrigung also, der törichten Liebe, des Kreuzes, der Identität mit Verbrechern, Disteln und Dornen, gehen, weil er Gott ist, der nicht in der Hitze seines Zorns kommt (Hos 11,9), der nicht Böses mit Bösem vergilt, sondern schenkt und uns so offenbart, wie groß die Liebe des Vaters ist, die uns immer „noch mehr“ liebt. Ja, Gott machte sich selber zu dem, der keinen Erfolg hat, dessen Leben wie unfruchtbar endet und weggeworfen erscheint. Aber gerade in diesem Geheimnis des „Untergegraben-Werdens“ wird mein Knecht Erfolg haben (Jes 52,13) und er wird den Erdkreis mit Früchten füllen – ein Bild, das Pfingsten kündigt, an dem die Jünger wie neue Weizenkörner ausgesandt werden bis an die Grenzen der Erde, weil Gott nicht ruhen noch rasten wird, bis er alles mit sich versöhnt hat.

Die „leichten Übungen“ nach der Anmerkung 18 des Exerzitienbuches

Günter Switek, Frankfurt

Jeder, der sich genauer mit den Exerzitien des heiligen Ignatius von Loyola beschäftigt hat, weiß, welche hohen Anforderungen an den Exerzitanden gestellt werden, wenn er die „großen Exerzitien“ machen will. Nicht sehr viele Menschen erfüllen heute diese Voraussetzungen. Auch Ignatius war sich damals darüber im klaren, daß nur wenige die erforderlichen Eigenschaften für die ganzen Exerzitien mitbrachten. Aber sollten alle anderen von den Exerzitien, diesem hervorragenden Mittel zur Erweckung eines intensiven geistlichen Lebens, ausgeschlossen werden? Ignatius wollte die „geistlichen Übungen“ nicht einer kleinen Elite vorbehalten, sondern sah in ihnen auch ein Mittel, den einfachen Gläubigen die grundlegenden Elemente des christlichen Glaubens und des geistlichen Lebens nahezubringen. Das wird deutlich in der Anmerkung 18 des Exerzitienbuches.

Unser Beitrag¹ geht in vier Schritten voran: nach einer kurzen Analyse der Anmerkung 18 fragen wir nach ihrer Herkunft bzw. nach der Her-

¹ Es handelt sich hier um die Überarbeitung eines Referats, das der Verfasser in der Pfingstwoche 1988 während der Exerzitien-Werkwoche der deutschsprachigen Jesuiten im Sonnenhaus Beuron – Dritte Welt gehalten hat.